



ÜBER DAS NICHT-KOMPONIEREN
IM WISSENSCHAFTSKOLLEG
HELMUT LACHENMANN

Geboren am 27. November 1935 in Stuttgart. 1955–1958 Studium an der Musikhochschule Stuttgart bei J. N. David. 1958–1960 Studium in Venedig bei Luigi Nono. 1962 Aufführungen bei der Biennale Venedig und bei den Darmstädter Ferienkursen. 1965 Arbeit im elektronischen Studio der Universität Gent. Kulturpreis der Stadt München. 1966–1970 Lehrauftrag an der Musikhochschule Stuttgart. 1968 Kompositionspreis der Stadt Stuttgart. 1970–1976 Dozent an der PH Ludwigsburg. 1972 Bach-Preis Hamburg. 1976–1981 Professur an der Musikhochschule Hannover. Seit 1978 mehrfach Dozent bei den Darmstädter Ferienkursen sowie bei internationalen Festivals und Seminaren. 1981–1999 Professur an der Musikhochschule Stuttgart. 1997 Musikpreis der Ernst-von-Siemens-Stiftung. 2001 Ehrendoktor der Musikhochschule Hannover. 2001/02 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. 2002 Composer in Residence bei den Salzburger Festspielen. Porträtkonzerte bei Festivals Neuer Musik in verschiedenen europäischen Städten. Mitglied der Akademien der Künste in Berlin, Hamburg, Leipzig, Mannheim und München sowie der Belgischen Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste – Adresse: Schillerstraße 69, 71229 Leonberg-Höfingen.

„Daß an einem Kunstwerk Wahrheit erfahren wird, die uns auf keinem anderen Weg erreichbar ist, macht die philosophische Bedeutung der Kunst aus, die sich gegen jedes Raisonement behauptet. So ist neben der Erfahrung von Philosophie die Erfahrung der Kunst die eindringlichste Mahnung an das wissenschaftliche Bewusstsein, sich seine Grenzen einzugestehen.“

(Hans Georg Gadamer. *Wahrheit und Methode*. 1960. Einleitung.)

Fangen wir an mit meinen Abwesenheiten. Komponisten genießen in dieser Hinsicht dankenswerterweise – und sie strapazieren – eine gewisse privilegierende Nachsicht des Rektorats. In die „Wiko“-Zeit fielen mehrere Veranstaltungen außerhalb Berlins, die meine Anwesenheit bzw. Assistenz erforderten: die Stuttgarter Aufführungen meiner Oper „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“ im Herbst und, in geänderter Fassung, im folgenden Frühjahr, Schnitt und Abmischung der CD-Fassung im Dezember, die Uraufführung meines dritten Streichquartetts („Grido“) in Melbourne im November, die Verleihung eines Ehrendokortitels, verbunden mit einem Symposium an der Musikhochschule Hannover im selben Monat, Konzerte in Wien, Zürich und Genf, Konzertreihen, verbunden mit Kursen in Norwegen und Finnland, Erstaufführungen meines neuen Streichquartetts in Witten und in Paris, zuletzt eine weitere Einstudierung und CD-Produktion meiner Oper durch das SWR-Orchester in Freiburg, diesmal konzertant für die Salzburger Festspiele im August, die Berliner Festwochen im September und die Frankfurter Alte Oper im Oktober. Immerhin: eine Einladung zu Kursen und Konzerten in San Diego, Kalifornien und einige weitere in diese Berliner Zeit fallende Einladungen sagte ich doch ab; einen Kompositionsauftrag für die Münchner Biennale im Mai 2002 habe ich in weiser Vorsicht im letzten Augenblick zurückgegeben...

„...in weiser Voraussicht...“, denn: Komponieren im Wissenschaftskolleg? Geht doch gar nicht bei so viel anregender – und ablenkender – Kommunikation, die dem Eigenbrötler so gut tut und ihm zugleich zur reinen Gewissens ergriffenen Flucht vor dem wartenden Notenpapier verhilft. Bedeutendes, von den anderen Hochgepriesenes musste allerdings dem allzu oft Abwesenden entgehen: David Sabeans Dienstagskolloquium habe ich verpasst, ebenso wie diejenigen von Gadagkar, Kacelnik, Sarah Danius, Caroline Jones, Kermani, Doumani, Hauser, Ekeberg, Pearson. Aber es blieb noch Aufregendes für mich übrig und gleichgültig hat mich keines der erlebten Kolloquien gelassen. Jedesmal war es ein Sprung in eine bisher nur beiläufig von mir beachtete Wirklichkeit, jedesmal aber auch ein Anlass zum Nachdenken über nicht immer unproblematische Untersuchungs- und Tatsachenverwertungsmethoden. Nach den jeweils sich anschließenden Diskussionen dann Gedankenaustausch bei Tisch plus *small talk*: – aha, und Sie komponieren? Und wie macht man das? „Man“! Ja, wie denn?? Und da ich nichts Verwertbares dazu zu sagen habe, rede ich wie ein Buch. Nach so viel Gerede – kauender- oder essenkaltwerdenlassenderweise –: „back to work!“ Also mit ausgefranstem Gehirn und vollem Magen zurück in die prachtvolle Wohnung, mit dem Arbeitstisch, auf dem der Computer plus Mausfläche breit und behäbig thront und zum Schreiben keinen Platz lässt – jetzt und hier kom-

ponieren???) Unmöglich – bis Herr Riedel einen zweiten Tisch mit erhöhter Platte herbei- und außerdem den leichtsinnigerweise angeforderten Fernseher wieder wegschafft.

Bei so viel Betriebsamkeit um mich herum wurden meine Arbeitsgeister geweckt: vorgenommen wurde die Revision des erwähnten dritten Streichquartetts für die geplanten europäischen Erstaufführungen, außerdem die offiziell angekündigten „syntaktischen Entwürfe“: Sichtung und hierarchische Vorordnung von Klangmaterialien, darunter ein vorläufiges Zeitgerüst zum in Auftrag gegebenen Orchesterwerk (Arbeitstitel „Schrift“) für das „Tokyo Symphony Orchestra“, Premiere vorgesehen 2003 in der Suntory Hall.

Aber Komponieren – Klänge und Klangverbindungen entwickeln, über Klangsituationen und Verläufe Entscheidungen treffen und andere daraus ableiten, also Musik erfinden und aufschreiben? Wo hört überhaupt das unverbindliche Herumspielen mit Möglichkeiten auf („brain-storming!“ sage ich bei Tisch und mein höflich interessiertes Gegenüber nickt wissend) und wo fängt das „richtige“ Komponieren an??

Schließlich unvermittelt Inangriffnahme einer, schon lange geplanten, Lieder-Komposition; denn das ist mein altes Trauma: Lieder schreiben – richtig mit Stimme und Klavier. Also setzte ich mich, mit Watte im Ohr, an den – gar nicht so schlechten! – Boston-Flügel in der, mangels Stoffbehang etwas knallig hallenden, „Remise“ im Schuppen, wo Herr Riedel samt Hund sein „Office“ hat (Yukiko, Ehefrau und Pianistin, die sich sowieso öfters als ich darin erging, nannte es, genial permutierend, „Misere“). Dort probierte ich herum, kapitulierte schließlich und fing irgendwann an, Mozart-Sonaten, Chopin-Etüden, Bach-Partiten, Beethoven-Variationen – was ich eben auswendig konnte – zu „üben“ und war glücklich.

(Frage naseweiser Journalisten: Was tun Sie außerhalb Ihrer Beschäftigung mit Musik? – Antwort: Klavierspielen! Übrigens, Herr Riedels Hund, der ständig zuhörte, mochte mein Klavierspiel, und „das von Kurtäg hat er gehasst...“ – sagt Herr Riedel!!) Die Lieder blieben nicht nur unvollendet, sondern sie leuchten im Geiste des Zen als Unbegonnene. Das kommt später. Strawinsky sagte: Ich kann warten wie ein Insekt. (Über derlei Tugenden bei Insekten – oder wenigstens über die Rolle der Neuronen beim Warten – haben unsere Insektenforscher am Kolleg leider gar nichts berichtet.)

Jedenfalls, auch das Nicht-Komponieren gehört zum Komponieren. Immerhin entstand, zumeist in nächtlicher Arbeit, eine vollständige Neuschrift einer allzu oft retuschierten und deshalb zum schlecht entzifferbaren Schlachtfeld geratenen Partitur, „Nun“ für großes Orchester mit obligater Flöte und Posaune solo, auf 119 DIN-A3-Transparentbogen, ganz altmodisch mit Tinte neu gezeichnet und vorgesehen für Aufführungen in

Berlin und Stuttgart, außerdem die Korrekturen der Neuschrift meines zweiten Streichquartetts „Reigen seliger Geister“, des Klavierstücks „Serynade“ und der „...zwei Gefühle...“, Musik für Leonardo“, für die Veröffentlichung, sowie die Abfassung der dazugehörigen Vorworte, letzteres schwierig und zeitraubend wegen der heiklen Verbalisierung bei der Beschreibung von speziellen Spiel- bzw. Instrumentaltechniken. Wehe wenn da etwas irreführend formuliert ist, was nachher auch noch in eine andere Sprache übersetzt wird! (Dann „klingt, wie öfters schon beteuert, bei falschem Spiel manch Ton bescheuert.“) Und alles dieses gehört eben auch „dazu“.

Dazu – mühsam für meinesgleichen – Textentwürfe für meine Auftritte am Wissenschaftskolleg, mein Kolloquium „Über das Komponieren“, später die Einführung für die Mittwochabendveranstaltung mit meinem Gitarrenstück „Salut für Caudwell“, gespielt von meinen Mitstreitern seit 25 Jahren, Wilhelm Bruck und Theodor Ross, und mit der eben genannten „Serynade“, gespielt von meiner Frau (das „y“ steht für ihren Vornamen). Beides liebevoll organisiert durch Christine von Arnim und ihrer Crew. Außerdem waren noch „Gastspiele“ in Berlin vorzubereiten, Podiumsgespräche beim Kongress über „Virtuosität“ an der HdK, über die „Serynade“ in der AdK, außerdem Treffen mit Kompositionsstudenten der Hanns-Eisler-Musikhochschule.

Andere Aktivitäten: Probenarbeit für „Klangschatten – mein Saitenspiel“, aus dem Jahre 1972, mit dem RSB-Orchester im Rahmen des Berliner „Ultraschall“-Festivals im Januar. Schließlich mein Filmschauspieler-Debüt im gegenwärtig entstehenden vielstündigen dritten Teil von „Heimat“, mit dessen Autor und Regisseur Edgar Reitz ich befreundet bin. Mein Auftritt wird, so befürchte und hoffe ich, sicherlich der Schere zum Opfer fallen: Am Abend des historischen Falls der Berliner Mauer verlassen der berühmte Dirigent – das ist der Hauptdarsteller, das „Hermännle“ – und der „berühmte Komponist“ – ich ... – die Berliner Philharmonie, weltfremd ins Gespräch über das nächste gemeinsame Konzert versunken, während die Musiker und das Publikum an ihnen vorbei hinaushasten, um zum Brandenburger Tor zu kommen. Ja, die Künstler, diese apolitischen Trottel ... Vielleicht findet sich noch ein besserer Anfang.

Ein großes Vergnügen waren die Stunden mit John Breuilly, der als einziger sein Hobby, Singen, angekündigt hatte und der einen Begleiter am Klavier suchte. Ich lernte durch ihn eigenartig anrührende Lieder des mir bislang nur oberflächlich bekannten, 1916 als Dreißigjähriger in der Somme-Schlacht gefallenen englischen Komponisten George Butterworth kennen. „Wir sangen“ aber auch Schubert, Schumann, Mahler, Vaughan-Williams und am letzten Tag zusammen mit Johns Frau Liz auch „Deutsche Volkslieder“

von Brahms. In der schwülen Julihitze versagte Johns schöne Baritonstimme, auch das Gurgeln mit Sprudelwasser half nichts. Liz, mit glockenreiner Sopranstimme, sang weiter. Übrigens hatte David Sabeans Tochter Emma, hochkarätige Sängerin und vielversprechendes Talent, schon früher mit mir Lieder von Schubert, Brahms, Mahler, auch de Falla, Barber, Gershwin musiziert und sich so auf ihr erfolgreiches Konzert im rumänischen Kulturinstitut vorbereitet. So entdeckte ich mich unverhofft in Berlin als Liedbegleiter. Schließlich sang ich sogar selbst: im viel zu spät von Volker Dürr geduldig zusammengelockten, spärlich besetzten, aber hingebungsvoll engagierten Ensemble aus Fellows und Ehepartnern, dem hinzugesellen ich mir erst einen Ruck geben musste, denn ich hatte seit meiner Knabenchorzeit vor fünfzig Jahren mich nicht mehr freiwillig zum Singen hingestellt. Das Repertoire, das wir unter Volkers enthusiastischer Leitung und beharrlicher Anleitung erarbeiteten, reichte von Chormusik des Renaissance-Meisters Tallis – nicht ganz so fünfstimmig wie vom Komponisten gedacht (trotzdem schön) – bis zu Paul McCartneys „Yesterday“ – ohne Tenorstimme (geht auch) –, Letzteres von Margret Boehm textlich fürs Abschiedsfest aktualisiert, aber von mir, dem destruktiven Spötter, meiner schwäbischen Aussprache angepasst: „I said: some (th) sing wrong! – Now I long for y...“ etc. Der Zweck unseres Singens: ganz bestimmt nicht „for territory defence“ (John McNamaras Vermutung bei Singvögeln, wenn schon nicht „for seeking a mate“), im Gegenteil: aus stolzen Akademikern wurden unsicher intonierende Sanges-Brüder und -Schwestern: und so kamen wir uns näher.

Das war vielleicht die schönste Erfahrung, wie sich die „Territorien“ zueinander öffneten. So ergaben sich, nicht nur für mich, Begegnungen und Freundschaften dank einer gegenseitigen Zuwendungsbereitschaft, die nicht selbstverständlich war. Denn auch sanft kaschierte Geringschätzung und gleichgültige Distanziertheit sickerten so nach und nach in die zusammengeratene Gemeinschaft, natürlich und ebenso kluger- wie glücklicherweise immer auf der Rückseite von jovialer, zumeist angelsächsisch aufgekrazter Freundlichkeit. Die Begrenztheit meiner englischen Sprachkenntnisse empfand ich von Anfang an als Handicap, sowohl bei den Kolloquien als bei den Privatunterhaltungen. Die Bemerkung eines Fellows, er habe noch nie so viel hässliches Englisch auf so engem Raum gehört, meinte gewiss das klangästhetische Resultat und traf mich selbst höchstens insofern etwas weniger, als ich, meiner mangelnden Sprachbeherrschung eingedenk, bei englisch geführten Diskussionen mich mehr zurückhielt, als mir selbst recht war. Ich blieb, wo ich nicht gefragt wurde bzw. war, meist eher verzweifelt mit- oder hinterherstolpernder Zuhörer. Wie gern hätte ich – als freundlich akzeptierter Paradiesvogel aus der Steinzeit – einzig

Adonis war noch paradiesischer – einmal ein bißchen die beobachteten Selbstsicherheiten und brillanten Schlaumeiereien der „Wissenden“ provoziert. Aber auf Englisch, und als Reaktion auf Halbverstandenes, ging das nicht. Der englische „Ton“, vermutlich doch auch einseitiges Denken bildend, ging mir gelegentlich auf die Nerven. Peter Esterhazys einschlägiger Passus bei seiner Gastlesung aus seiner *Harmonia Coelestis* hat keinen davon abgehalten, den andern zu begrüßen mit „hauahrju“ („gudkwestschen“ pflegte ich zu antworten).

Die Gespräche im engeren Kreis, deutsch oder englisch, gelegentlich französisch, genoss ich umso mehr. Mit Reinhart Meyer-Kalkus, der so viel Musik, alte und neue, und nicht nur die meinige, kannte und damit sowohl enthusiastisch als auch kritisch umzugehen wusste und der mich über seinen breit gefächerten Bildungshorizont immer wieder in Erstaunen setzte; mit David Sabean, der sich dem Schwaben wie dem Komponisten ebenso liebevoll zuwandte, wie dieser sich für seine Arbeiten begeisterte; mit Gottfried Boehm, der so viel von Kreativität schlechthin wusste, von dem jede Äußerung einen unbedingten, auch philosophisch gehärteten Kunstanpruch ausstrahlte und bei dem ich mich gelegentlich über meine Kommunikationsprobleme „ausweinte“; mit Allan Young, dem durchdringenden und alles durchschauenden Menschenkenner und -freund, dessen Finger, bei sich verfinsterndem Blick, sich auf dem Tisch so ausdrucksvoll streckten und verkrampften, wenn er faulen Zauber witterte – diese letzten beiden sekundiert von ihren Frauen, Margret und Roberta, die bei aller Lockerheit fast noch unbedingter und radikaler als ihre Angetrauten beobachteten und argumentierten – mit Sarah Danius und Stephen, mit Sheila Jasanoff und Jay, mit Ansgar Büschges und Gaby, mit Volker Dürr: sie alle hoch kompetent im eigenen Gebiet und so erst recht fürs andere offen, wobei noch so vieles an Fragen und Gedanken unausgetauscht blieb. Andere kostbare Gesprächspartner: der luzid strahlende Martin Kusch, der temperamentvoll grüblerische Jakob Tanner, der stets hochsensibel mitdenkende Heinrich Detering – hier breche ich die Revue ab.

Mein Wunsch, möglichst viel über die Arbeiten und das Wirken der anderen Fellows herauszufinden, verursachte bei mir einen Knäuel von wild durcheinander betriebenen Lektüre-Ansätzen: Zum bis dato gelesenen *Tod des Vergil* von Hermann Broch und zu Texten aus der „Kyoto-Schule“ (Nishida, Ueda, Nishitani) kamen jetzt hinzu: Kuschs sprachphilosophische Untersuchungen zu Husserl, Heidegger und Gadamer – *Language as a Calculus vs. Language as an Universal Medium* –, Boehms wunderbare Schriften zu Baumeister und Cézanne, ergänzt durch Margret Boehms Bilddokumentationen zum letztgenannten Maler – wunderbar, weil das Nichtsagbare im Kunsterlebnis präzise anleuchtend,

Sabeans aufregendes Buch *Das zweischneidige Schwert* über die Selbstfindung des Individuums im 18. Jahrhundert an Fallstudien aus meiner schwäbischen (!) Heimat. Welche Überraschung: ein hochkarätiger Universitätsprofessor aus Los Angeles widmet sich der Heimatgeschichte des „Ländles“, kennt Neckarhausen bei Nürtingen, aber auch Leonberg, Weil der Stadt, Höfingen, Warmbronn, Gerlingen etc.: Sabean – the Swabean!! Weitere Lektüre: Sarah Danius' geistvolles und anregendes Buch *The Senses of Modernism* mit Textuntersuchungen bei Thomas Mann, Proust, Joyce; Tanners hochinteressanten Beitrag in seiner Publikation über „Physiologie und industrielle Gesellschaft“, Deterings *Das offene Geheimnis*, unter anderem mit Blick auf Hans Christian Andersen, den Autor nicht nur des Märchens von der „kleinen Seejungfrau“, sondern eben auch vom „Mädchen mit den Schwefelhölzern“. Die Sprachvirtuosität und zugleich der human-intellektuelle Anspruch in den Publikationen von Wolf Lepenies, dessen *Gefährliche Wahlverwandtschaften* ich schon kannte, lockte mich gleich zu mehreren seiner mir in die Hände fallender Arbeiten: *Melancholie und Gesellschaft*, *Soziologische Anthropologie*, *Benimm und Erkenntnis*. Dazu kam, meine aktuellen klangtechnischen Interessen direkt betreffend, Reinhart Meyer-Kalkus' umfassende Arbeit über „Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert“. Allan Youngs Buch *The Harmony of Illusions* entdeckte ich zum Glück mit Verspätung – ich wäre ihm in diesem Hors-d'œuvre-Programm in keiner Weise gerecht geworden. Immerhin: jede dieser angefangenen Lektüren geht inzwischen – in vernünftigerer Dosis – weiter, die angelesenen Bücher stehen wieder ordnungsgemäß in den Schränken des Clubraums, die meisten habe ich inzwischen erworben, einige davon sind mir als kostbare Geschenke der Autoren verblieben.

Zu meinen weiteren, eher verlegen registrierten Annäherungsversuchen gehörte auch meine Reise zur Iconoclash-Ausstellung in Karlsruhe, wo Caroline Jones' Ehemann Peter Galison als Kurator mitgewirkt hatte, sowie der Besuch eines jämmerlich oberflächlichen Vortrags des berühmten Arthur C. Danto in der Berliner Akademie der Künste. Die Gespräche mit dessen Jüngern waren mühsam. Hier deuteten sich Gräben zwischen kunstphilosophischen Überzeugungen an, bei denen die Kommunikation interessanterweise noch mehr stockte als sonst zwischen den verschiedensten Geistes- und Denkwelten.

Es blieb natürlich nicht bei Begegnungen bloß innerhalb des Wissenschaftskollegs. Zu letzteren seien wertvolle, stets zu flüchtige Zusammenkünfte nachgetragen: mit Walter und Evi Levin, deren eindrucksvoller Abend mit Schönbergs erstem Streichquartett op. 7, von seinen Schützlingen, dem Kusch-Quartett, gespielt, unvergessen bleiben wird; mit Peter Wapnewski, mit Wolf Lepenies, mit Gérard Mortier, nicht zuletzt mit dem kurz zu

Besuch weilenden großen György Ligeti („Sie sind mein Feind!“ – was mir neu war, und meine Unsterblichkeit absichern wird...), und zu ihnen zählen Verbindungen, die hier nicht angemessen gewürdigt werden können: solche mit Fellows, solche mit Angehörigen des Hauses. Die wohltuende Atmosphäre, die auf allen Ebenen sich den Letzteren verdankt, war eine Erfahrung ganz besonderer Art. Der Dank hierfür gehört sicher zum Refrain jedes Berichts.

Andere Begegnungen und Wiederbegegnungen außerhalb des Wissenschaftskollegs, dennoch dieser Einrichtung zu danken: das Wiedersehen mit Peter Mussbach, meinem Regisseur des Stuttgarter „Mädchens“, inzwischen Intendant der Staatsoper Unter den Linden; mit dem befreundeten Ehepaar Gerhart Baum/Renate Liesmann, er der ehemalige Innenminister aus den Zeiten der RAF-Umtriebe, heute Anwalt in mehrfachem Sinn, nicht zuletzt der Hungernden im Sudan, zugleich Kunstfreund und erfrischender Diagnostiker der gegenwärtigen politischen und kulturellen Szene; mit der großartigen, betagten und betuchten, liebevoll an meinem Schaffen teilnehmenden Betty Freeman, weltbekannten Fotografin und Mäzenin, aus Hollywood angereist, mit der zusammen ich das Jüdische Museum besuchte und die mich nicht nur in einen Hausmusikabend des Alfred Biolek, sondern auch zu einem Treffen mit dem Dirigenten Kent Nagano lockte; mit Heike Hoffmann vom Konzerthaus, Lichtgestalt für alle Freunde Neuer Musik in Berlin, und ihrem Lebensgefährten, Vinko Globokar, hochgeschätztem Komponisten und Freund seit 35 Jahren; mit Claus Henning Bachmann, dem einzigen (ehemaligen) Journalisten, mit dem mich eine Freundschaft verbindet; mit der Komponistin, Dirigentin und Kammermusikleiterin an der Hanns-Eisler-Hochschule, Konstanzia Gourzi, deren Studenten im rumänischen Kulturinstitut vor auf Englisch (!) belehrtem Publikum mein „Allegro sostenuto“ spielten, an dem sie hart gearbeitet und das sie mit mir in der „Remise“ geprobt hatten, wie zuvor übrigens auch die Musiker des Berliner Kairos-Streichquartetts mein zweites Streichquartett „Reigen seliger Geister“, das sie im Januar in der Ostberliner Kulturbrauerei aufführten. Interessant war die Bekanntschaft mit den materialtechnisch einfallreichen Arbeiten des jungen begabten Malers Alexander Polzin. Mit Elmar Weingarten, der nach den Berliner Philharmonikern nun das Ensemble Modern betreut, wurden Pläne für 2005 geschmiedet; im Haus von Helga von Kügelgen und ihrem Mann, Klaus Kropfinger, wurden Erinnerungen an den gemeinsamen Freund Luigi Nono wach. Für andere, über kurze-herzliche Umarmung hinausgehende Begegnungen mit Berliner Freunden wie dem Dirigenten Peter Hirsch, mit Heinz Klaus Metzger und Rainer Riehn, mit den Komponisten Dieter Schnebel, Friedrich Goldmann, Aribert Reimann, auch mit

ehemaligen Kompositionsschülern war es trotz mehrfacher Verabredungsversuche am Ende plötzlich zu spät.

Ein ganz besonderer Gewinn: die Zusammenkünfte, schon lange von mir erhofft, mit dem Philosophen Albrecht Wellmer, dessen Arbeiten *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne – Vernunftkritik nach Adorno* und *Endspiele: die unversöhnliche Moderne* zu meinem oben beschriebenen Lese-Potpourri gehörten und die zu allem hinzu noch ein Wiederlesen – und gezieltes Weiterschicken – von Adorno/Horkheimers nach wie vor aktueller *Die Dialektik der Aufklärung* auslösten. Wellmer scheint mir einer oder vielleicht der Einzige zu sein, der es schaffen könnte, im musikalischen Kunstwerk die komponierte Struktur, also seine materielle Beschaffenheit, Klangmaterial und Formprinzip einerseits und dessen übers rational Beschreibbare hinausgehende Transzendenz als emphatische Erfahrung von Kunst andererseits, in einen Blickwinkel zu bekommen, der beide Aspekte als Zusammengehörende, einander Bedingende umfasst. Und ihm würde ich es zutrauen, diesen Zusammenhang und diese Zusammengehörigkeit sprachlich zu vermitteln und bewusst zu machen. Er könnte so einem alten, vernachlässigten Mangel abhelfen. Denn jede Analyse von Kunst, in der dieser Zusammenhang vergessen oder außer Acht gelassen wird, bleibt irreführend, wird der Stringenz des zu untersuchenden Sachverhalts nicht gerecht. Mag sein, dass solche Aufgabenstellung utopisch ist. Sie wird sowieso nur im charakteristischen Scheitern gelingen ... Wehe, wenn sie einfach „gelingt“!

Nachzutragen: Der Besuch meiner Kinder, meines jüngeren Bruders, ebenso wie der von engeren Freunden aus meiner schwäbischen Heimat gipfelte meist in einer feierlichen Führung durch die nächtlich stillen Wissenschaftskolleg-Gebäude, wobei ich natürlich jedesmal mit der großen Bibliothek protzte, die ich praktisch nie benutzt hatte. Sie endete stets im Pingpong-Raum.

Und sonst: Berlin! Die schönste, weil aus meiner Perspektive bei aller Vielfalt und Lebendigkeit die menschenfreundlichste, gelassenste Stadt, die ich kenne. An Museums-, Konzert- und Theaterbesuchen komme ich natürlich an meinen neu gewonnenen Freund David Sabean nicht heran. Dessen unermüdlicher, phantasievoll entwickelter Kultur-Tourismus hat mich immerhin mitgerissen: die gemeinsame Fahrt zu Theodor Fontanes Stechlin See, der Besuch des Pergamon-Museums und von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ im Gorki-Theater: dazu gab er den Anstoß; zum Bauhaus nach Dessau, nach Potsdam und zum KZ Sachsenhausen fand ich selbst; jedesmal berührt durch eine andere Konfrontation mit unserer Geschichte und mit „deutschen“ Wirklichkeiten in uns selbst.

Bleibt nur noch, einmal mehr allen Mitarbeitern des Wissenschaftskollegs zu danken, nicht zuletzt dem Rektor, Dieter Grimm, für souveräne Geduld und Nachsicht mit einem immer wieder Abdriftenden. Zehn – sagen wir: neun „ehrliche“ – Monate in diesem Haus und in dieser Stadt haben mich bereichert, den Geist und das Interesse nach vielen Seiten geöffnet, zur niemals abgeschlossenen Selbstfindung beigetragen und den – lustvoll wartenden – kreativen Apparat geladen. Jetzt also endlich: Komponieren – !

Erst kommen Kurse in Salzburg ...